

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Shaw, George Bernard
Gesammelte Stücke in Einzelausgaben. 15 Bände

Band 12: Die heilige Johanna

Aus dem Englischen von Wolfgang Hildesheimer. Mit der Vorrede des Autors und einer Radio-Ansprache zum 500. Todestag der Johanna von Orléans

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 1861
978-3-518-38361-2

suhrkamp taschenbuch 1861

Mit seinem 1923 entstandenen »klassischen Stück« über das Bauernmädchen Johanna von Orléans, das sich allein von inneren Stimmen leiten ließ, 1431 als Ketzerin auf dem Scheiterhaufen endete und nach postumer Revision des Todesurteils 1920 heiliggesprochen wurde, erreichte Shaws dramatisches Schaffen seinen Höhepunkt: In seinem menschlich reifsten Werk verzichtet er auf Überzeichnung und effektsicheren Witz zugunsten einer perfekt ausbalancierten Dialektik, die keinen »Bösewicht« und simplen Gegner des Helden mehr braucht. Shaw stellt Individuen dar, in denen sich auch Zeitgenossen anderer Epochen betroffen wiedererkennen müssen – Geschichte wird so zu möglicher Gegenwart.

Bernard Shaw
Gesammelte Stücke in
Einzelausgaben

Herausgegeben von
Ursula Michels-Wenz

Band 12

Bernard Shaw
Die heilige Johanna

*Dramatische Chronik
in sechs Szenen und einem Epilog*

Deutsch von
Wolfgang Hildesheimer

Mit der Vorrede des Autors
und einer Radio-Ansprache
zum 500. Todestag der
Johanna von Orléans

Suhrkamp

Originaltitel: *Saint Joan*. Erstmals erschienen London 1924.
Die Vorrede wurde von Siegfried Trebitsch ins Deutsche übertragen
und redigiert von Ursula Michels-Wenz.
Die erste deutsche Version des Stücks erschien als Vorabdruck in
Die Neue Rundschau, Berlin, von Juni bis September 1924,
noch vor der ersten englischen Buchpublikation.
Originaltitel des Vortrags für Radio BBC: *Saint Joan: A Radio Talk*.
Erstmals publiziert in der Zeitschrift *The Listener*, London, 3. Juni 1931.

8. Auflage 2016

Erste Auflage 1990
suhrkamp taschenbuch 1861

© The Estate of Bernard Shaw 1951, 1957

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1971

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38361-2

Inhalt

Vorrede zu »Die heilige Johanna«	9
<i>Die heilige Johanna</i>	81
Die heilige Johanna: Eine Radio-Ansprache	215
Editorische Notiz	229
Zeittafel	234

Vorrede zu »Die heilige Johanna«

Johanna in Wirklichkeit und in ihrer Einbildung – Johanna und Sokrates – Der Gegensatz zu Napoleon – War Johanna unschuldig oder schuldig? – Die Schönheit Johannas – Johannas gesellschaftliche Stellung – Die Stimmen und Visionen Johannas – Der Hunger nach Weiterentwicklung – Bloße Ikonographie tut nichts zur Sache – Die moderne Erziehung, der Johanna entrann – Fehlsprüche der Stimmen – Johanna, eine Galtonsche Seherin – Johannas Männlichkeit und Kriegertum – War Johanna eine Selbstmörderin? – Die Quintessenz von Johanna – Johannas Unreife und Unwissenheit – Die Jungfrau in der Literatur – Protestantische Mißverständnisse über das Mittelalter – Die verhältnismäßige Gerechtigkeit des Prozesses – Johanna, nicht als politische Missetäterin angeklagt – Die Kirche, durch den Widerruf nicht bloßgestellt – Moderne und mittelalterliche Grausamkeit – Katholischer Antiklerikalismus – Der Katholizismus noch nicht katholisch genug – Das Gesetz des Wandels ist das Gesetz Gottes – Moderne und mittelalterliche Leichtgläubigkeit – Moderne und mittelalterliche Toleranz – Die Veränderlichkeit der Toleranz – Der Streit zwischen Genie und Disziplin – Johanna als Theokratin – Ununterbrochener Erfolg als wesentlich für die Theokratie – Moderne Verdrehungen der Geschichte Johannas – Die Geschichte ist immer veraltet – Die wahre Johanna, nicht wunderbar genug für uns – Die bühnenmäßigen Grenzen historischer Darstellung – Eine Lücke im Elisabethanischen Drama – Tragödie, nicht Melodrama – Die unvermeidlichen Schmeicheleien der Tragödie – Einige gutgemeinte Vorschläge zur Verbesserung des Stücks – Der Epilog – An die Kritiker, damit sie sich nicht übergangen fühlen.

Johanna in Wirklichkeit und in ihrer Einbildung

Johanna von Arc, ein Dorfmädchen aus den Vogesen, wurde um 1412 geboren, wegen Ketzerei, Hexerei und Zauberei im Jahre 1431 verbrannt, formal rehabilitiert im Jahre 1456, zum Gegenstande der Verehrung gemacht im Jahre 1904, seliggesprochen im Jahre 1908 und endlich heiliggesprochen im Jahre 1920. Sie ist die bedeutendste Kriegsheilige des christlichen Kalenders, der wunderlichste Kauz unter den exzentrischen Notabeln des Mittelalters. Obgleich erklärte und überaus fromme Katholikin, ja Anregerin eines Kreuzzuges gegen die Hussiten, war sie eigentlich eine der ersten protestantischen Märtyrerinnen. Auch war sie einer der ersten Apostel des Nationalismus und die erste, die als Französin, im Gegensatz zur sportmäßigen Lösegeldspielerei des Rittertums ihrer Zeit, den napoleonischen Realismus in Kriegsdingen verfocht. Sie war der Pionier einer vernünftigen Frauenkleidung: genauso wie zwei Jahrhunderte später Königin Christine von Schweden, ganz zu schweigen von der Chevalière d'Eon und zahllosen obskuren Heldinnen, die sich als Männer vermummten, um als Landsknechte und Seeleute zu dienen, wollte Johanna nichts davon wissen, das typische Los der Frau auf sich zu nehmen; sie kleidete sich, focht und lebte als Mann.

Da sie es verstand, sich in allen Dingen so energisch in Szene zu setzen, daß sie über ganz Westeuropa hin berühmt war, ehe sie noch dem Backfischalter entwachsen war (tatsächlich gelangte sie ja nie darüber hinaus), ist es kaum überraschend, daß sie vom Gericht zum Verbrennungstod verurteilt wurde – angeblich wegen einer Anzahl von Kapitalverbrechen, die wir nicht mehr als solche betrachten, in Wahrheit aber wegen all dem, was wir unweiblich und unausstehliche Einbildung nennen. Im Alter von achtzehn Jahren gingen Johannas Anmaßungen weit über jene des stolzesten Papstes, des hochmütigsten Kaisers hinaus. Sie wollte als Gesandter und Bevollmächtigter Gottes auf Erden gelten und tatsächlich der sieg-

reichen Kirche zugehören, solange sie noch in Fleisch und Blut auf Erden wandelte. Sie agierte als Patronin ihres eigenen Königs und forderte vom englischen König Reue und Gehorsam gegenüber ihren Befehlen. Staatsmänner und Prälaten kanzelte sie ab, redete sie in Grund und Boden und wies sie in die Schranken. Über die Pläne von Generälen setzte sie sich mit einem Achselzucken hinweg und führte deren Truppen nach ihren eigenen Plänen zum Siege. Sie hegte eine unbändige und ganz unverhüllte Verachtung für amtliche Meinung und amtliches Urteil, für jede Autorität und für die Taktik und Strategie des »Kriegsministeriums«. Wäre sie ein Weiser und Monarch gewesen, in dem sich verehrungswürdigste Hierarchie und erlauchteste Dynastie vereinigten, dann hätten ihre Einbildung und ihr Vorgehen der amtlichen Auffassung ebenso zugesetzt wie Cäsars Ansprüche einst Cassius. Da sie aber tatsächlich nichts als ein Emporkömmling war, gab es nur zwei Meinungen über sie: die eine, daß sie ein Wunder, die andere, daß sie unausstehlich sei.

Johanna und Sokrates

Wäre Johanna boshhaft, selbstsüchtig, feig oder dumm gewesen, dann wäre sie eine der abstoßendsten statt einer der anziehendsten Gestalten der Geschichte. Wenn sie alt genug gewesen wäre, um die Wirkung zu erkennen, die sie auf jene ausübte, die sie dadurch erniedrigte, daß sie recht hatte, wenn jene unrecht hatten, und wenn sie gelernt hätte, ihnen zu schmeicheln und sie richtig zu behandeln, dann hätte sie so lange leben können wie Königin Elisabeth. Aber sie war zu jung, zu ländlich, zu unerfahren, um solche Künste zu beherrschen. Wenn ihr Leute in die Quere kamen, die ihr als Narren erschienen, dann hielt sie mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge und verhehlte nicht ihre Ungeduld über deren Dummheit; und dabei war sie naiv genug zu erwarten, daß sie ihr noch dankbar sein würden, wenn sie sie auf den rechten Weg

brachte und ihnen aus der Patsche half. Nun ist es aber für einen überlegenen Geist stets schwer, die Wut zu begreifen, die er durch die Bloßstellung der Dummheit besonderer Dummköpfe erregt. Selbst Sokrates verteidigte sich bei seinem Verhör trotz seines Alters und all seiner Erfahrung nicht wie ein Mann, der die seit langer Zeit aufgespeicherte Wut begreift, die gegen ihn losplatzte und seinen Tod ingrimmig verlangte. Seinem Ankläger hätte man, wäre er 2300 Jahre später geboren worden, ganz gut in einem beliebigen Abteil erster Klasse des Pendlerzuges begegnen können, der abends oder morgens nach oder aus der City fährt; denn er hatte wirklich nichts anderes vorzubringen, als daß er und seinesgleichen es nicht vertragen könnten, fortwährend zu Idioten erklärt zu werden, sooft Sokrates den Mund auftat. Sokrates, dem dies nicht bewußt war, wurde durch seine Ahnung gelähmt, daß er den Angriffspunkt nicht recht begriff. Er war am Ende, sowie er die Tatsache festgestellt hatte, daß er selbst ein alter Krieger und ein Mann von ehrenwertem Lebenswandel, sein Ankläger dagegen ein einfältiger Snob sei. Er hatte keine Ahnung, bis zu welchem Maße seine geistige Überlegenheit Furcht und Haß gegen ihn in den Herzen jener erregt hatte, denen gegenüber er sich nur guten Willens und guter Dienste bewußt war.

Der Gegensatz zu Napoleon

Wenn Sokrates mit siebzig Jahren noch so unschuldsvoll gewesen ist, kann man sich ausmalen, wie unschuldsvoll Johanna mit ihren siebzehn war. Nun war aber Sokrates ein Mann der Argumente, der langsam und friedlich auf die Köpfe der Leute einwirkte, wogegen Johanna eine Frau voller Tatkraft war, die mit ungestümer Gewalt auch körperlich über sie gebot. Das ist ohne Zweifel der Grund, weshalb die Zeitgenossen des Sokrates ihn so lange duldeten und weshalb Johanna umgebracht wurde, noch ehe sie ganz erwachsen

war. Doch vereinigten beide erschreckende Fähigkeiten mit einer Offenherzigkeit, persönlichen Bescheidenheit und Güte, die den wütenden Widerwillen, dem sie zum Opfer fielen, vollkommen unvernünftig erscheinen ließ, so daß er ihnen selbst auch unverständlich blieb. Napoleon, ebenfalls von erschreckenden Fähigkeiten besessen, aber weder offenherzig noch uneigennützig, gab sich keinen Illusionen hinsichtlich der Natur seiner Volkstümlichkeit hin. Als er gefragt wurde, wie die Welt wohl seinen Tod aufnehmen werde, erwiderte er: »Mit einem Seufzer der Erleichterung.« Aber es ist für geistige Riesen, die ihre Mitmenschen weder hassen noch ihnen Unrecht tun wollen, nicht so einfach zu begreifen, daß ihre Nebenmenschen geistige Riesen nichtsdestoweniger hassen und ihnen nach dem Leben trachten – nicht bloß aus Neid, weil die Gegenüberstellung eines Überlegenen ihre Eitelkeit verwundet, sondern ganz einfach und ehrlich, weil sie ihnen Angst einjagt. Angst kann den Menschen zu jeder Ausschreitung treiben; und die durch überlegenes Wesen eingeflößte Angst ist ein Mysterium, das nicht wegdisputiert werden kann. Da es unmeßbar ist, ist es unerträglich, wenn man keine Voraussetzungen oder Bürgschaften für Wohlwollen und moralische Verantwortlichkeit hat: mit anderen Worten, wenn die Überlegenheit keine offizielle Stellung innehat. Die gesetzmäßige und konventionelle Überlegenheit eines Herodes und eines Pilatus, eines Annas und eines Kaiphas flößt wohl Furcht ein. Aber diese Furcht, da sie eine begründete Furcht vor abschätzbaren und vermeidlichen Folgen ist, die heilsam und schutzgewährend scheinen, ist erträglich, während die seltsame Überlegenheit Christi und die Angst, die sie einflößt, allen, die seine gute Absicht nicht erraten können, den Schrei entlockt: »Kreuziget ihn!« Sokrates muß den Schierlingsbecher trinken, Christus am Kreuz sterben und Johanna auf dem Scheiterhaufen verbrennen, während Napoleon, auch wenn er auf St. Helena endete, doch wenigstens in seinem Bett stirbt. Und eine Menge erschreckender, aber ganz verständlicher offiziell anerkannter

Schufte sterben eines natürlichen Todes in aller Glorie der Königreiche dieser Welt, was beweist, daß es weitaus gefährlicher ist, ein Heiliger zu sein als ein Eroberer. Diejenigen, die beides waren, wie Mohammed und Johanna, haben erfahren, daß der Eroberer den Heiligen retten muß und daß Niederlage und Gefangennahme den Märtyrertod bedeuten. Johanna wurde verbrannt, ohne daß sich auch nur eine Hand auf der Seite ihrer Parteigänger erhoben hätte, sie zu retten. Die Kameraden, die sie zum Siege geführt, und die Feinde, die sie entehrt und geschlagen hatte, der französische König, den sie gekrönt, und der englische König, dessen Krone sie in die Loire gestoßen hatte, alle waren gleicherweise froh, sie loszuwerden.

War Johanna unschuldig oder schuldig?

Da dieses Ende sowohl durch katzenjämmerliche Minderwertigkeit wie durch erhabene Überlegenheit zu erreichen gewesen wäre, entsteht die Frage, welche von diesen beiden Eigenschaften im Falle Johannas wirkte. Es ist durch die Zeitgenossen Johannas nach einem äußerst sorgsamen und gewissenhaften Verhör gegen sie entschieden worden; und die Umkehrung des Verdiktes, die fünfundzwanzig Jahre später in Form einer Rehabilitierung Johannas erfolgte, bestätigte in Wahrheit nur die Gültigkeit der Krönung Karls VII. Die eindrucksvollere Revision erst durch eine nicht voreingenommene Nachwelt, gipfelnd in Johannas Heiligsprechung, ist es, die das ursprüngliche Verfahren annulliert und ihren Richtern den Prozeß gemacht hat – der immerhin viel ungerechter gewesen ist als das Verhör, dem Johanna unterworfen wurde. Nichtsdestoweniger erbrachte die Rehabilitierung vom Jahre 1456 – wie unsauber das Geschäft auch war – genügend Beweise, um allen vernünftig Urteilenden hinreichend darzutun, daß Johanna kein gewöhnlicher Zankteufel, keine Hure, keine Hexe, keine Gotteslästerin und auch um

kein Haar mehr Götzendienerin war als der Papst selbst; daß sie sich in keiner Hinsicht schlecht aufführte, wenn man von ihrem Landsknechtstum, ihrem Männerkleidertragen und ihrer Kühnheit absieht, sondern daß sie im Gegenteil gutmütig, eine unberührte Jungfrau, sehr fromm und sehr maßvoll war. Wir würden ihre Mahlzeit, die aus einem einfachen Stück Brot bestand, eingetaucht in den allgemein üblichen Wein, der das Trinkwasser Frankreichs ist, asketisch nennen. Sie war sehr freundlich und – obgleich eine tapfere, kühne Kriegerin – außerstande, lose Gespräche oder zügelloses Benehmen zu ertragen. Sie ging zum Scheiterhaufen, ohne einen anderen Flecken auf ihrem Charakter als die maßlose Einbildung, die »Anmaßung«, wie man es nannte, die sie zur Richtstätte gebracht hatte. Es wäre also verlorene Liebesmüh, wollte man nun beweisen, daß die Johanna im ersten Teil des angeblich von Shakespeare zusammengepfuschten elisabethanischen Schauspiels »Heinrich VI.« in den Schlußszenen mit einer Verbeugung vor dem Hurrapatriotismus arg verleumdet wird. Der Schmutz, mit dem man sie beworfen hat, ist seither so völlig von ihr abgeglitten, daß kein moderner Schriftsteller sie nachträglich mehr reinzuwaschen braucht. Viel schwieriger ist es schon, den Schmutz zu entfernen, der gegen ihre Richter geschleudert wurde, aber auch die Weißwaschung, die sie selbst bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Nachdem Chauvinistengemeinde ihr Ärgstes an ihr verbrochen hatte, mißbrauchte die Gemeinde des religiösen Sektengeistes – in diesem Falle die protestantische Niedertracht – ihren Scheiterhaufen dazu, der römisch-katholischen Kirche und mit ihr der Inquisition eins auszuwischen. Der einfachste Weg, diese Einrichtungen zu Feindbildern eines Melodramas zu machen, war es, die Jungfrau zur Helden zu stempeln. Solches Melodram darf als Unsinn abgelehnt werden. Denn die Gerichtsverhandlung, der Johanna durch die Kirche und die Inquisition unterworfen wurde, war eine viel gerechtere, als sie irgendeiner Angeklagten ihres Schlages und in ihrer Lage heute vor einem beliebigen weltli-

chen Gerichtshof zuteil würde. Auch war Johanna keine Melodramenheldin: das heißtt, keine physisch schöne, vom Geliebten verstoßene Parasitin eines ebenso schönen Helden, sondern ein Genie und eine Heilige, dem Typus einer Melodramenheldin ungefähr so vollständig entgegengesetzt, wie irgendein denkbare menschliches Wesen es nur sein könnte.

Wir wollen uns die Bedeutung der Ausdrücke klarmachen! Ein Genie ist ein Mensch, der weiter blickt und tiefer schürft als andere Leute und daher eine andere Rangordnung ethischer Wertbestimmungen kennt als sie und auch Energie genug besitzt, diese besondere Einsicht und Wertbestimmung in jeder beliebigen Weise, die seinen oder ihren eigentümlichen Fähigkeiten am besten entspricht, in die Tat umzusetzen. Ein Heiliger ist einer, der nach dem Einsatz heroischer Tugenden und dem Genuß von Offenbarungen oder Kräften jener Art, die die Kirche rein technisch als übernatürlich klassifiziert, zur Heiligsprechung vorgeschlagen wird. Ist ein Historiker Antifeminist, der nicht daran glaubt, daß Frauen fähig seien, auf den traditionellen männlichen Gebieten Genie zu entwickeln, so wird er nie etwas mit Johanna anzufangen wissen, deren Genie sich hauptsächlich im Kriegswesen und in der Politik betätigte. Ist er Rationalist genug, um die Existenz von Heiligen zu leugnen und der Ansicht zu sein, daß neue Ideen nicht anders als durch bewußte Ratifizierungen ins Leben treten können, so wird er die Erscheinung Johannas nie begreifen. Ihr idealer Biograph muß frei sein von den Vorurteilen und Voreingenommenheiten des neunzehnten Jahrhunderts, muß das Mittelalter, die römisch-katholische Kirche und das Heilige Römische Reich weitaus intimer verstehen, als unsere liberalen Historiker sie je begriffen haben, und muß imstande sein, geschlechtliche Parteinahme und deren Romantik über Bord zu werfen und die Frau als das Weibliche der Spezies Mensch zu betrachten, nicht als eine andersgeartete zoologische Gattung mit besonderen Reizen und besonderen Verbohrtheiten.

Die Schönheit Johannas

Um die letzte Behauptung ganz ungeschminkt zu formulieren: Jedes Buch über Johanna, das damit beginnt, sie als eine Schönheit darzustellen, kann sofort als Romanze bezeichnet werden. Kein einziger ihrer Kameraden im Dorf, bei Hof oder im Lager hat jemals – selbst damals nicht, als alle sich dem König zuliebe anstrengten, ihr Lob zu singen – behauptet, daß sie hübsch sei. Alle Männer, die diesen Punkt berührten, beteuerten aufs nachdrücklichste, daß ihnen in Anbetracht der tatsächlichen Blüte ihrer Jugend ein solcher Grad geschlechtlicher Reizlosigkeit wie ein Wunder erschien, um so mehr, als sie persönlich weder garstig, abstoßend und verunstaltet noch unangenehm gewesen sei. Die Wahrheit liegt offenbar darin, daß Johanna, wie die meisten Frauen ihres harten Manager-Typus, im Widerstreit der Geschlechter neutral zu sein schien, weil die Männer zu viel Angst vor ihr hatten, um sich in sie zu verlieben. Sie selbst war nicht geschlechtslos: trotz der Jungfräulichkeit, der sie sich bis zu einem gewissen Grade geweiht und die sie bis zu ihrem Tode auch bewahrt hatte, schloß sie die Möglichkeit der Ehe für sich selbst doch niemals aus. Aber eine Ehe mit den Präliminarien des Anlockens, Verfolgens und Einfangens eines Gatten war nicht ihre Sache. Sie hatte anderes zu tun. Byrons Formel:

»Des Mannes Liebe ist ein Ding,
von seinem Leben ganz getrennt,
des Weibes Liebe ist ihr ganzes Dasein«

traf auf Johanna nicht mehr zu als auf George Washington oder irgendeinen anderen männlichen Vertreter des Heroismus. Hätte sie in unserem Zeitalter gelebt, dann wären wohl Ansichtskarten von ihr als General, doch nie als erste Haremisdame verkauft worden. Nichtsdestoweniger gibt es einen Grund dafür, ihr ein recht beachtenswertes Antlitz

zuzuerkennen. Ein Bildhauer ihrer Zeit in Orléans schuf eine Statue einer behelmten jungen Frau mit einem in der Kunst einzigartigen Antlitz, offenbar kein Idealkopf, sondern ein Porträt und dennoch so ungewöhnlich, daß es wohl keiner je gesehenen Frau aus Fleisch und Blut ähnelt. Man vermutet, Johanna habe dem Bildhauer unbewußt als Modell gedient. Wir haben keinen Beweis dafür; aber die außergewöhnlich weit auseinanderliegenden Augen entlocken uns mit aller Macht die Frage: »Wenn diese Frau nicht Johanna ist, wer ist sie dann?« –, so daß ich mir eine weitere Beweisführung erspare und diejenigen, die nicht meiner Meinung sind, herausfordere, das Gegenteil zu beweisen. Es ist ein wundervolles Antlitz, aber ganz neutral vom Standpunkt des Bewunderers opernhafter Schönheit.

Solch ein Bewunderer mag vielleicht endgültig durch die prosaische Tatsache ernüchtert werden, daß Johanna einmal Angeklagte war in einem Prozeß wegen Bruchs des Eheversprechens, daß sie ihre eigene Sache verteidigte und sie gewann.

Johannas gesellschaftliche Stellung

Dem Stande nach war Johanna die Tochter eines Großbauern, der zu den Vorstehern seines Dorfes zählte und dessen feudale Abwicklungen mit den benachbarten Junkern und deren Advokaten betrieb. Als das Schloß, in dem die Dorfsassen vor Raubzügen Schutz zu suchen berechtigt waren, in Trümmer fiel, organisierte er eine Bande von einem halben Dutzend Bauern, um davon Besitz zu ergreifen und es zu besetzen, wenn die Gefahr eines Einfalls drohte. Als Kind konnte sich Johanna zu Zeiten darin gefallen, das Fräulein dieser Burg zu sein. Auch Mutter und Brüder konnten an den Hof folgen und dort ihr Glück teilen, ohne sich gesellschaftlich lächerlich zu machen. Diese Tatsachen geben uns aber keine entschuldigende Handhabe für die volkstümliche Ro-

mantik, die jede Heldenin entweder in eine Prinzessin oder ein Bettelkind verwandelt. In dem ziemlich ähnlichen Fall Shakespeares wurde eine ganz entgegengesetzte Pyramide vergebener Untersuchungen auf der Annahme errichtet, er sei ein analphabetischer Tagelöhner gewesen, und dies trotz der klarsten Beweise, daß sein Vater ein mit einer Frau von einigen gesellschaftlichen Ansprüchen verheirateter Geschäftsmann war und zeitweise sogar ein sehr erfolgreicher. Wir finden die gleiche Tendenz in dem Versuch, Johanna die Stellung einer in Lohn und Dienst stehenden Schafhirtin zu zuweisen, obwohl eine Schafhirtin in Domrémy sie als junge Gutsherrin ehrerbietig gegrüßt haben würde.

Der Unterschied zwischen dem Fall Johannas und dem Shakespeares liegt darin, daß Shakespeare kein Analphabet war. Er hatte Schulen besucht und konnte so viel Latein und Griechisch, wie die meisten Absolventen der Universität im Gedächtnis behalten, das heißt, für praktische Zwecke nichts. Johanna war eine vollkommene Analphabetin. »Ich kann A von B nicht unterscheiden«, sagte sie. Doch viele Prinzessinnen jener Zeit und noch lange nachher hätten das-selbe sagen können. Marie Antoinette zum Beispiel konnte in Johannas Alter nicht einmal ihren Namen richtig schreiben. Das soll aber nicht bedeuten, daß Johanna eine unwissende Person war oder unter einem Mangel an Selbstvertrauen und dem Gefühl gesellschaftlicher Zurücksetzung litt, wie es heutzutage Leute empfinden, die weder lesen noch schreiben können. Wenn sie auch keinen Brief schreiben konnte, so verstand sie doch sehr gut, Briefe zu diktieren und ihnen volle, ja geradezu übertriebene Bedeutung beizulegen. Wenn man sie ins Gesicht eine Schäferin nannte, nahm sie es gehörig krumm und forderte jede Frau heraus, sich mit ihr in den Haushaltungskünsten der Herrinnen wohlgeordneter Wirtschaften zu messen. Sie verstand die politische und militärische Lage Frankreichs weit besser, als die meisten unserer mit Zeitungslektüre gefütterten Universitätsabsolventinnen heutzutage die entsprechende Lage ihres eigenen Landes ver-

stehen. Johannas erster Proselyt war der benachbarte Kommandant von Vaucouleurs. Sie bekehrte ihn dadurch, daß sie ihm die Niederlage der Truppen des Dauphins in der Schlacht von Rouvray so lange Zeit vor dem Eintreffen amtlicher Nachrichten erzählte, daß er annahm, sie müsse eine göttliche Offenbarung gehabt haben. Dieses Verständnis und Interesse für öffentliche Angelegenheiten war nichts Außergewöhnliches unter den Bauern eines vom Kriege durchtobten Landstriches. Politiker mit dem Schwert in der Hand kamen zu oft vor das Tor, als daß man sie hätte übersehen können: Die Familie Johannas konnte keine Unwissenheit darüber vortäuschen, was in der feudalen Welt vorging. Sie war nicht reich, und Johanna arbeitete auf dem Gut wie ihr Vater, indem sie die Schafe auf die Weide trieb und dergleichen. Aber wir haben keinen Beweis, nicht einmal eine Andeutung, für ein elendes Dasein der Not und keinen Grund anzunehmen, daß Johanna wie eine gedungene Magd arbeitete oder überhaupt arbeiten mußte, wenn sie es vorzog, zur Beichte zu gehen oder herumzubummeln und auf Visionen zu warten und den Kirchenglocken zu lauschen, um aus ihnen Stimmen herauszuhören. Kurz – sie glich weit eher einer jungen Dame, sogar einer Intellektuellen, als die Mehrzahl der Töchter unserer bürgerlichen Kreise.

Die Stimmen und Visionen Johannas

Die Stimmen und Visionen Johannas haben ihrem Ruf manchen Streich gespielt. Sie wurden zitiert zum Beweis, daß sie verrückt gewesen sei, eine Lügnerin und Schwindlerin, eine Hexe – deswegen wurde sie ja verbrannt –, und endlich dafür, daß sie eine Heilige gewesen sei. Sie beweisen zwar nichts von alledem, aber die Mannigfaltigkeit der Schlüsse, die man daraus gezogen hat, bezeugt, wie wenig unsere Tatsachenhistoriker von der geistigen Verfassung anderer Leute oder selbst von ihrer eigenen wissen. Es gibt Leute auf der Welt,